

Eine Gottsucherin aus unseren Tagen.

Von P. Tezelin Salusa, Heiligenkreuz bei Wien.

Geboren zu Mülhausen im Elsaß, erhielt Margarete Johanna Knuth, das älteste Kind religiös gleichgültiger Protestanten, ihren ersten Unterricht in einem Kindergarten und ihre weitere Ausbildung an der höheren Töchterchule eines Berliner Vorortes, wohin ihr Vater bald nach ihrer Geburt als Gymnasiallehrer versetzt worden war. Der Religionsunterricht an diesen Anstalten war derart, daß Margarete Johanna davon ganz unbefriedigt blieb. Von der Mutter, die der Ueberzeugung lebte, daß eigentlich kein Mensch wissen könne, welches wohl der wahre Glaube sei, hatte das schüchterne und verschlossene, dabei aber sehr geweckte Kind ebenfalls keine Förderung seiner religiösen Anlagen zu gewärtigen, indes der Vater, der in jüngeren Jahren sowohl bei katholischen als jüdischen Zöglingen (in Italien) Lehrer gewesen, demnach in den Unterscheidungslehren bewandert sein mußte, derart in seinen Schulangelegenheiten und seinen gelehrten Studien aufging, daß er für Unterweisungen eines Töchterchens in Religion weder die nötige Zeit noch das erforderliche Interesse aufbrachte.

Margarete Johanna hungerte und dürstete also nach religiöser Wahrheit, nach Glaubensüberzeugung, aber es war niemand da, der ihr diese belebende Frucht vom Baume der Erkenntnis gebrochen, ihr dieses beglückende, beruhigende Brot dargereicht hätte. Was mögen das für Stunden gewesen sein, die sie auf solche Art unbefriedigt durchleben mußte! Es war in Wahrheit ein „Hangen und Bängen in schwebender Pein“. Gleich der vor einigen Jahren im Ordenskleid der Dominikanerinnen verstorbenen Konvertitin M. Regina Most hätte auch sie sagen und klagen können:

Meine Seele tastet im Dunkel,
Sucht nach dem Weg durch der Jahre Reihn,
Tastet — und irrt — und kann nicht finden,
Ist alles ferner, als sie gemeint.
Und meine Seele weint im Dunkel,
Wie man um einen Toten weint.

— — — — —
Ich suchte weinend viele bange Stunden
Und habe nichts für meinen Durst gefunden.

Aber da Margarete Johanna suchte, aufrichtigen Sinnes suchte, und im vielen Suchen nicht ermüdete, kam sie, zumal sie fortgesetzt betete und um Licht in ihrer trostlosen Einsamkeit und Finsternis emporschrie, mit den Tagen und Jahren der Erhörung und Erlösung aus der Seelennot immer näher. Zunächst war es eine edle Konvertitin, die die Vorsehung der armen, geängstigten Seele zuführte, daß sie ihr allerwege an die Hand gehe und ihr die Dornenpfade zum Tempel der Wahrheit ebnen helfe. Margarete entdeckte

sich ihr, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, daß sie es mit einer Neubekehrten (aus dem Protestantismus) zu tun hätte. Und nicht genug mit der einen hilfreichen Hand, schickte der Gute Hirt oben-
drein auch noch ein frommes katholisches Dienstmädchen ins Haus. Dieses nahm Margarete gelegentlich in die Kirche mit. Das war es nun, was die Vorsehung haben wollte, um die suchende Seele vom Tabernakel aus innerlich zu erleuchten, zu erwärmen und zu ermutigen, damit sie nicht etwa auf der Suche nach Seelenfrieden vorzeitig stehen bliebe. Als die Messe begann, erzählt Margarete Johanna, die mit den wunderbarsten Vorstellungen von dem Tun und Treiben der Katholiken in ihren Kirchen das Gotteshaus betreten hatte, „war es ihr, als ob sie aus einem langen Traum erwacht wäre; als ob sie alles schon irgendwo gesehen hätte und es so sein müßte und nie anders gewesen wäre“.

Was Wunder, daß infolge dieser gewaltigen, nachhaltigen Eindrücke, die ihr diese und mehrere andere Messandachten zugemittelt, der sogenannte Konfirmationsunterricht, dem sie sich unterziehen mußte, sie vollständig kalt ließ, ja, sie geradezu abstieß. „Ja“, sagte sie sich, die bereits von der wirklichen Gegenwart Christi im heiligen Altarsakrament wußte und daran glaubte, schon damals, „wenn es mir, statt dieser leeren Zeremonie anzuwohnen, vergönnt gewesen wäre, die erste heilige Kommunion in einer katholischen Kirche zu empfangen, das wäre mein größtes Glück gewesen!“ Davon war sie jedoch noch weit, sehr weit entfernt; dafür aber ward sie jetzt zum erstenmal mit dem heiligsten Herzen Jesu bekannt, und zwar wiederum durch Vermittlung des Mädchens, das eines Tages in der Küche Schloßs Lied „Dem Herzen Jesu singe“ anstimmte. Margarete ward davon so eingenommen, daß sie es alsogleich abschrieb, um es auf dem Klavier zu spielen und singen zu können: Margarete Johanna ging großen, schweren Augenblicken, bangen Stunden in reichster Auswahl entgegen, darum mußte sie jetzt auch des öftern bald auf diese, bald auf jene Weise getröstet und gekräftigt werden.

Als Pensionärin eines Instituts der Residenzstadt Weimar machte sie sich bei ihren eifrigen Besuchen in der katholischen Pfarrkirche mit dem Kreuzzeichen vertraut, während sie den frommen Gebrauch des Weihwassers schon früher kennen, schätzen, lieben und üben gelernt hatte. Wieder daheim, um sich am Konservatorium noch gründlicher in der Musik auszubilden, unterließ sie es niemals, vor der Musikgeschichtsstunde in der nahegelegenen Matthiaskirche dem eucharistischen Gott wenigstens auf Augenblicke zu huldigen. Die Bibliothek des Vaters spielte ihr gelegentlich die weltberühmte Schrift des Thomas a Kempis „Von der Nachfolge Christi“ in die Hand. Margarete verschlang den Inhalt nur so, vornehmlich all das, was auf das heiligste Sakrament Bezug nimmt. Und als sie in einer katholischen Buchhandlung Berlins ein Gebethbüchlein mit einer Anleitung zur täglichen Gewissenserforschung entdeckte, erstand sie

es sofort, um sich von nun an allabendlich in der genaueren Kenntniss ihres Innern zu üben und kraft dieses Selbstgerichtes die heilsamsten süßesten Früchte mit der Zeit an sich zu bemerken. Nun ward es ihr mit einemmal sonnenklar, warum die Katholiken, wie sie in ihr Tagebuch schrieb, auf dem sich das Büchlein „Zum Haus des Herzens Jesu“ aufbaut, gemeiniglich mehr Herzensbildung besäßen denn die Andersgläubigen und die Gebete in deren Andachtsbüchern viel herzlicher und inniger wären als beispielsweise die bei den Protestanten geläufigen.

All diese Wahrnehmungen, Erfahrungen und Betrachtungen drängten Margarete zu der Entschliesung, um jeden Preis katholisch zu werden. Doch als hätten ihre Eltern hierüber eine eigene Einsprechung erhalten, ließen sie ihre Tochter von nun an nur höchst ungern ausgehen. Daneben trugen sie alle Sorge, sie von jedem Verkehr mit Katholiken fernzuhalten. Außerdem wurde es von jetzt an in der Familie „frommer Brauch“, Margarete zu tadeln und Papskirche und Katholiken herabzusetzen und zu schmähen. Selbst die im gleichen Hause wohnenden Katholiken durfte Margarete fürderhin weder grüßen noch sie ins Gespräch ziehen. Ueberdies wurde ihr das Tage- und Notizbuch weggenommen und der evangelische Pastor ins Haus gebeten, daß er sie für eine protestantische Sonntagschule als Lehrerin anweise und ihr bei dieser Gelegenheit „den Kopf zurecht richte“. Allein Margarete ließ sich nicht ins Garn locken: statt den ihr angetragenen Posten zu übernehmen, begab sie sich aufs katholische Pfarramt, um sich zum Konvertitenunterricht zu melden. Von da ging sie in die Wohnung des Pastors, um ihm „glücksstrahlend“ zu verkünden, „daß sie im Herzen eigentlich katholisch sei“; und als dieser ihr mit verschiedenen Einwürfen wider die Lehre der Kirche kam, wußte Margarete ihn so treffend abzufertigen, daß er es vorzog, das betretene Feld möglichst rasch zu verlassen.

Nichtsdestoweniger gaben Margaretes Eltern, die dieser Vorfall ebenso schmerzte als aufregte, ihre Sache noch lange nicht verloren. Eines Tages legte ihr der Vater ein von ihm aufgesetztes Schriftstück vor, worin sie sich an Eidesstatt verpflichtete, „bei Lebzeiten der Eltern niemals wieder eine katholische Kirche zu betreten“ oder „einen katholischen Geistlichen in religiösen Fragen anzugehen“. „Eine wissenschaftliche Uebertretung dieser Erklärung“, schloß der Akt, „ziehe den dauernden Verlust elterlicher Fürsorge nach sich.“ Margarete verweigerte aufs entschiedenste die Unterschrift. Daraufhin wurden ihr alle selbstgemalten Bilder weggenommen, das Klavier gesperrt, Gebetbuch, Katechismus und Sparkassebüchlein konfisziert sowie Hut und Jacke entzogen. Und verließen die Eltern das Haus, so wurde sie regelmäßig gleich einem Sträfling hinter Schloß und Riegel gesetzt und der Schlüssel eingesteckt. Es galt also Margarete Johanna als Uebeltäterin, vor der man die Dessenlichkeit bewahren mußte.

Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, Margarete Johanna hätte sich damals in einer Lage und Stimmung befunden wie etwa seinerzeit die heilige M. M. Mlacoque (auf die sie übrigens, was nebenbei bemerkt sei, schon damals große Stücke hielt), als die ersten Offenbarungen des heiligsten Herzens gewaltige Stürme der Entrüstung über sie heraufbeschworen. „Ich bin bedrängt von allen Seiten“, hätte damals die Arme mit der keuschen Susanna zum Himmel rufen können. Gleichwohl blieb sie standhaft, auch dann standhaft, als man sie, um ihren vermeintlichen Starrsinn und Trotz zu brechen, für „geistig nicht normal“ ausgab und ihr mit der Irrenanstalt drohte. Als auch das nichts fruchtete, legte man ihr die Mischehe nahe. Margarete, die bis zur Stunde einen „großen Widerwillen“, wie sie selbst bekennt, vor dem Heiraten gehabt, war ob dieses Vorschlages zu Tode erschrocken; aber weil er ihr eine Handhabe zum endlichen Uebertritt zu bieten schien, willigte sie, wenn auch schweren Herzens, ein. Kaum aber hatte sie eine Beziehung angeknüpft, als ihr jeder Verkehr mit der betreffenden Person untersagt und ihr Briefwechsel abgefangen wurde. Es war also alles, das merkte sie nun nur zu gut und nur zu genau, ein Spiel, ein abgefartetes, grausames Spiel mit ihr und ihrem Herzen. Aber wie dem entkommen?

Vor Aufregung seelisch krank und körperlich ganz herabgekommen, winkte ihr endlich als Gesellschafterin bei zwei adeligen Damen in der italienischen Schweiz ein Ort der Ruhe und des Friedens. Kaum aber hatte sie sich hier notdürftig erholt, flugs war ein Brief der Mutter zur Stelle, die ihr dringend nahelegte, ja doch möglichst bald nach Hause zu kommen, da sie in dem ganz katholischen Land überaus vielen Versuchungen ausgesetzt sei. Als gutes, williges Kind gehorchte Margarete und schied aus den Freuden ihres irdischen Paradieses. Was aber wollte und sollte sie daheim? in dieser qualvollen Umgebung? Sie nahm zunächst vorübergehend bei einer jüdischen Familie Stellung und ging dann zur Buchhaltung über, um endlich an jenem Orte zu landen, von wo aus sie den letzten entscheidenden Schritt tat. Es war in Ludwigsfeld bei Berlin, wo die Vorsehung endlich vollendete, wozu Margarete ausersehen war.

Als 1907 die Weihnachtsglocken neuerdings den Frieden verkündeten, den das Kindlein von Bethlehem dereinst der unglücklichen Welt gebracht, läuteten sie gleichzeitig zu ihrer feierlichen Aufnahme in die Kirche und zu ihrer ersten heiligen Kommunion, die ihr in der Matthiauskirche zu Berlin gespendet wurde. Wer war nun seliger als sie, die so viel gekämpft und gerungen, so viel geduldet und gelitten! Ihr Herz jubelte laut auf und ward nicht müde, mit der Braut im Hohenliede Salomons zu singen und zu frohlocken: „Ich habe gefunden, den meine Seele liebt; ich will ihn festhalten und nicht mehr von ihm lassen!“ Und gleich der Dichterin, die wie sie heimge-

funden aus dem Strudel der Welt und der Irrsal des Glaubenszweifels, hätte sie mit tausend Zungen beteuern mögen:

„Seit ich gekostet hab' dein Brot,
Die Süße deines Weines —
Herr, glaub' mir eines:
Oh' ich dich mißte, wär' ich lieber tot!“ (M. R. Most.)

Gleich der Schweizerin Eugénie de Freyhoutens, die von dem Tage ihrer Aufnahme in die wahre Kirche Christi sagt, daß er ihr „den Schatz des Segens“ erschlossen; und gleich dem Berliner Professor Krüger, der nach seinem Glaubenswechsel „keine Worte fand, um die Glückseligkeit auszudrücken“, die nunmehr bei ihm eingekehrt, bekannte auch Margarete Johanna, daß „alle Erwartungen“, die sie von der römisch-katholischen Kirche gehegt, nicht nur erfüllt, sondern noch weit übertroffen worden seien.¹⁾

So ward ich sein und muß es immer bleiben.
Nun geh' ich hin und will mein Leben lang
Das Hohelied von seiner Liebe singen.
Durch alle Lande möcht' ich's laut verkünden,
Wie gütig, grundlos gütig unser Herr,
Er, der mich siegreich aus dem Kerker führte.
(Sr. Regina Most O. P.)

Pastoral-Fälle.

I. (Wie sind die Mitläufer der Sozialdemokratie moralisch zu beurteilen?) Heutzutage findet man in Stadt und Land zahlreiche Leute, die sich entweder offen als Anhänger der Sozialdemokratie bekennen oder derselben wenigstens faktisch irgendwie angehören und dennoch in ihrem Privatleben die gewöhnlichen Christenpflichten erfüllen — z. B. den sonntäglichen Gottesdienst besuchen, von Zeit zu Zeit die heiligen Sakramente empfangen, daheim mit den Familienmitgliedern beten u. s. w. —, wie wenn sie mit dem glaubensfeindlichen Sozialismus nichts zu tun hätten. Wie sind nun solche Leute, die man als blinde Anhänger oder Mitläufer der Sozialdemokratie bezeichnen kann, moralisch zu beurteilen? (Die Antwort auf diese Frage dürfte in Anbetracht der großen Zahl solcher Leute interessieren, da ich in keinem Moralwerk etwas Näheres hierüber gefunden habe.)

Zwischen dieser Kategorie von Sozialdemokraten und den überzeugten Anhängern des Sozialismus besteht ein wesentlicher Unterschied. Die letzteren — soweit sie überhaupt getauft sind — können nicht mehr als Christen betrachtet werden. Und wenn sie auch noch nicht formell aus der Kirche ausgetreten sind und in der Öffentlichkeit (z. B. nach dem weltlichen Gesetz) noch immer als „katholisch“ gelten, so sind sie

¹⁾ Ausführlicher handelt über die Konvertitin die Schrift des Verfassers: „Zum Haus des Herzens Jesu“ (Innsbruck, Rauch).